

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Mittwoch, 15. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(9. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirokauer.

Es war nicht sehr hübsch, was Bob da dem unterlegenen Nebenbuhler entgegengeschleudert hatte. Eigentlich tut ein feiner Mann so was nicht. Doch Bob war in Erregung. Er war auch überreizt von dem Zwiespalt in sich. Er wollte seine Liebe zu Florence besunden so stark wie möglich, so verzweifelt wie möglich, so nachdrücklich wie möglich. Und dann war er durch die Ereignisse und ihre Träger zerrissen und zermartert. Ein allzu strenger Maßstab für seine Vornehmheit schien daher nicht berechtigt.

Seine unbeherrschten Worte aber hatten eine überraschende Wirkung. Sie hatten ins Schwarze getroffen. Mitten hinein in Billys Herz. Sie hatten ihm eine klaffende Wunde geschlagen, durch die alle seine kaltsblütige Gelassenheit entblutete.

„Tun Sie, was Sie wollen“, sagte er leise, löste die Handschellen und setzte sich gebrochen auf einen Stuhl.

Boß Verblüffung starrte Brook auf diese Wandlung.

„Ich wollte Ihnen nicht weh tun“, entschuldigte er sich bekommen.

Hoot machte nur eine kleine wehe Bewegung mit der Hand.

„Es tut mir fürchtbar leid, wenn ich —“

„Kommen Sie zum Schluß“, wehrte Hoot klanglos.

„Nun weint mal ein bißchen zusammen“, ermunterte Elinor. Brook sah sie zum erstenmal streng an. Unter ihrem arglosen Lächeln flärten sich aber sehr rasch seine drohenden Flügel.

„Also 25 000 Dollar“, sagte er so fest, als er es vermochte. „25 000 Dollar und geben Sie sofort Fräulein Ronald heraus.“

„Für die Hälfte der geforderten Summe können Sie billigerweise nur die Hälfte der Braut verlangen“, entgegnete sie schelmisch.

„Auf welche Hälfte legen Sie mehr Wert: die obere oder untere?“

Langsam schüttelte Robert den Kopf. Das war denn doch ein Pfußl der Verkommenheit, der jede Hoffnung auf Besserung anschoß. Er wiegte nur erschüttert das Haupt.

Hoot war in sich zusammengesunken und achtete nicht auf die Vorgänge.

„Die Sache scheint mir doch“, sagte Bob bebend, „für Späße und dazu so — so — solche Späße zu ernst. Miß Rat. Also 30 000 Dollar.“

„Im Gegenteil, ich finde es äußerst spaßig, wie Sie um Ihre geliebte Braut schachern.“

„Also 50 000“, wettete Bob.

„Na, sehen Sie, was Liebe alles tut. Ich mußte ja, Sie würden es vorziehen, Ihre Braut komplett wiederzuerhalten. Also, bitte!“

Unter der Macht der Gewohnheit zog Robert sein Schekbuch hervor.

Sie lachte. „Nein, mein lieber Herr, cash, cash! Schecks werden nicht in Zahlung genommen.“

Er besann sich. „Natürlich nicht. Das kann ich mir denken. Aber so viel hab ich nicht bei mir. Ich muß es erst holen. In einer Viertelstunde sind wir wieder

zurück. Ich bitte aber, daß dann Fräulein Ronald zur Stelle ist.“

„Alle geschäftlichen Verpflichtungen werden unsererseits stets gewissenhaft erfüllt“, scherzte sie. „Aber noch eins, meine werten Herren. Bilden Sie sich nicht ein, Sie können uns irgendwie beschummeln. Wir haben uns nicht laxisari in dieses kleine Abenteuer eingelassen. Es ist auch nicht unser erstes. Alles ist genau erwogen und bedacht. Wenn Sie den geringsten Verrat im Schilde führen, kann die Sache für alle Beteiligten sehr übel verlaufen.“

Sie sprach jetzt ganz ernst. Ach, auch der Ernst stand ihr vortrefflich, erkannte Bob.

„In einer Viertelstunde“, erwiderte er kurz.

„Auf frohes Wiedersehen!“ rief die freche Kreatur hinter ihnen her.

VII.

Die Unterhaltung der beiden Herren auf dem Heimwege nach Riverside Drive war nur wenig angeregter als auf der Hinfahrt.

Bill Hoot hatte die Verhöhnung seiner unglücklichen Liebe zu Florence Ronald so weit überwunden, daß er wieder im vollen Besitze seines starren Polizistenhumors prangte.

Stumm und abweisend sah er neben Bob. Doch dem jungen Brook hatte das Abenteuer — vielleicht auch die Abenteuerin — so heftig das Gemüt bewegt, daß er seiner überhitzten Stimmung durch Worte ein Ventil öffnen mußte.

„Das ist denn doch das Merkwürdigste, was mir vorgekommen ist!“ stieß er hervor.

Hoot nahm von dieser Feststellung nicht die mindeste Notiz.

„Finden Sie nicht?“ fragte er und suchte die Teilnahme des Fahrtgenossen.

Der murzte abweisend. „Wie soll ich beurteilen, was Ihnen schon Merkwürdigkeiten begegnet ist!“

„Aber Sie haben doch gewiß einige Erfahrung auf diesem Gebiete. Ist Ihnen schon einmal unterlaufen, daß ein solch bezauberndes Geschöpf —“

„Wie, bitte?!“ Das kam rasermesserscharf.

„Ist sie nicht wunderbar schön?“

„Geschmackssache.“

„Jedenfalls stellt man sich eine Schwerverbrecherin doch nicht so vor.“

„Das kommt auf die Phantasie und auf die leicht entzündliche Begeisterungsfähigkeit des Betreffenden an. Jedenfalls war es ein großer Fehler von Ihnen, die Verhaftung dieser arroganten Person zu verhindern.“

Robert Brook war einer so traurigen Geistesverwirrung verfallen, daß schon diese doch wahrhaftig begründete Bezeichnung der selbstbewußten jungen Dame von Nr. 27 East 135. Straße ihn zu argem Grimme aufstachelte.

„So?“ entgegnete er heftig. „Sie hätten Sie natürlich lieber verhaftet und Florence damit gemordet. Und wollen Florence lieben!“

„Wer sagt das?“ schnaubte Billy ihn an.

„So dachte“, dachte Bob und schaute verdrossen. Zu seiner Schmach aber benutzte er den Rest der Fahrt dazu, mehr über die Verbrecherin als über das Herbe Los ihres Opfers zu grübeln.

Jeremia Ronald hatte die Rückkunft der Expedition in Sorgen und Ängsten erwartet. Hoot hielt sich verbissen zurück und ließ den Bräutigam als den füglich Nächstberechtigten Bericht erstatten. Selbstverständlich war der gramgebeugte Vater sofort bereit, die geforderten 50 000 Dollar zu zahlen. Fünf Minuten nach der Ankunft wandte das Auto seinen Kühler wieder der E. 135. Straße zu.

Eine neue, nicht geringe Überraschung harrte der Florence-Erlöser.

VIII.

Als sie an dem blutlaubigen roten Backsteinhäuschen klingelten, öffnete ihnen eine alte behagliche Dame die weiße Tür. Sie lächelte den beiden Herren freundlich zu und fragte liebenswürdig nach ihrem Begehren.

Bill und Bob gafften sie wenig geistvoll an.

„Verzeihen Sie“, stotterte Hoot, „ist das hier Nr. 27?“

„Gewiß, mein Herr“, erwiderte die alte Dame zuvorkommend.

„Wohnte hier nicht eine junge Dame?“ fragte Hoot streng.

„Eine junge Dame?“

Hier fiel Bob ein: „Mit seidigem schwarzen Haar und großen leuchtenden Augen.“

Die Dame schüttelte verwundert den Kopf.

„Hier wohnen nur mein Mann und ich.“

Robert blickte verwirrt auf Hoot, doch der beachtete ihn nicht.

„Ich bitte Sie, die Tür freizugeben“, forderte er mit einer Stimme, die jeden Widerstand lahmlegte.

Berschüchtert wich die alte Dame auch sofort zurück. Die beiden Herren traten ein.

Wieder zog Hoot den Revolver, wieder befahl er dem Gefährten, die Haustür zu schließen. Mit vorgehaltener Waffe trieb er die verängstigte, völlig kopfscheue alte Frau zu der Tür des Zimmers, der historischen Stätte der denkwürdigen Unterredung mit Elinor Mall.

In diesem netten Zimmer mit den blanken Biedermeiermöbeln saß ein betuchter Herr von etwa siebzig, ein rundes Samtkäppchen auf dem weißen Haupte, und las friedlich und ahnungslos seine Morgenzeitung.

Als seine Gattin und gleich darauf ein Mann mit einem Revolver in die Tür plakten, entsank ihm das Blatt. Er selbst blieb vor Schreck erstarrt im Lehnstuhl sitzen. Die Augen waren weit aufgerissen über die Brillengläser hinweg auf das Schießgewehr gerichtet.

Hoot ließ die Waffe sinken.

Jetzt war auch Brook im Zimmer.

„Was geht hier vor?“ polterte Billy. „Was soll diese Mystifikation!“

Die behende Alte fand zuerst Worte.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ zeternte sie. „Was bedeutet dieses gewaltsame Eindringen in unser friedvolles Altersheim?“

„Machen Sie mit mir keine Witze“, schnauzte der Polizeimann. „Sie wissen ganz gut, was es bedeutet. Glauben Sie, ich falle auf solch einen plumpen Schwindel rein? Vor einer Viertelstunde war hier ein Mädchen — Elinor Mall nannte sie sich —, wo ist sie?“

Nun hatte sich auch der Greis im Samtkäppchen gefunden. Würdevoll erhob er sich. Seine Beine zitterten ein wenig. Aber vielleicht taten sie das immer.

„Hier scheint ein Irrtum vorzuliegen“, bemerkte er mit vibrierender Stimme. „Wir wohnen hier seit 15 Jahren — seitdem wir — meine Frau und ich — uns von der Bühne zurückgezogen haben.“

„Aber das ist doch nicht möglich“, warf Brook sich in die Debatte. „Wir haben vor kaum zwanzig Minuten hier in diesem Zimmer mit der jungen Dame gesprochen. Jeder Irrtum ist ausgeschlossen. Ich erkenne jedes

Wahrheit wieder. Dort, das Porträt von Jenny Lind mit ihrer Unterschrift.“

Die beiden Alten blähten sich verständnislos an und zuckten ohne Begreifen stumm die Achseln. Es hatte nicht den Anschein, als ob sie fingierten. Aber freilich waren es angeblich ehemalige Schauspieler, und man konnte nicht wissen, ob es nicht sehr gute gewesen waren.

Hoot jedenfalls ließ sich nicht verblüffen.

„Halten Sie die Herrschaften scharf im Auge“, befahl er, „ich werde das Haus abhuchen.“

Damit ging er. Der alte Mann machte eine ergrimmete ohnmächtige Geste, die bezeugte, daß er nur der Gewalt weiche.

Diesmal sah Bob keinen Anlaß, den beiden hartgejotteten Sündern — das waren sie in seinen Augen trotz ihres friedlichen Außern, aber er hatte heute ja schon mancherlei Erfahrungen mit der leidlichen Hülle schwerster Verbrechertypen gemacht — er sah keinen Anlaß, diesen verstoßen, abgefeimten Banditen ins Gewissen zu reden. Wahrscheinlich schienen sie ihm zu alt und keiner Läuterung mehr fähig. Er nahm Posten an der Tür und blickte stumm und sehr polizeimäßig wichtig und drohend drein.

(Fortsetzung folgt.)

Die unrechte Tür.

Von Hermann Wagner.

Der Obersekretär im Postdienst Paul Kobalt war ein Mann, der bei allem, was er tat, langsam, leidenschaftslos und systematisch vorging. Nicht alle Männer in seinem Alter sind von dieser Art. Paul Kobalt war erst achtunddreißig Jahre alt. Aber er benahm sich trotzdem schon wie ein Sechzigjähriger, den die reichen Erfahrungen des Lebens, die er gemacht hatte, gelehrt haben, sich in wichtigen Dingen niemals zu übereilen.

Nur dieser Angst vor einer möglichen Übereilung war es zuzuschreiben, daß Paul Kobalt in einem Alter von achtunddreißig Jahren noch keine Frau hatte. Zwar hatte er, um zu einer Braut zu kommen, schon dies und das versucht, hatte aber dann, wenn er fast unmittelbar vor einer Verlobung stand, ängstlich immer wieder den Rückzug angetreten, weil er der Meinung gewesen war, er könnte sich am Ende vielleicht doch wiederum übereilen haben.

Doch diesmal war er seiner Sache so ziemlich sicher. Die, deren Adresse er einem gewerblichen Heiratsbureau verdankte, kannte er zwar noch nicht persönlich, aber er wußte über sie Dinge, die ihm für die gezielte Gründung eines ehelichen Hausstandes weitaus wichtiger erschienen als alles andere. Die, mit der er sich voraussichtlich noch heute verloben wollte, besaß nämlich Geld. Und Geld erschien Paul Kobalt für die Gründung eines gedeihlichen ehelichen Hausstandes das Allerwichtigste.

„Es ist das Beste“, hatte der Heiratsvermittler zu ihm gesagt, „Sie sprechen bei der Dame persönlich vor. Ihr Name ist Gertrud Busch. Sie ist eine Vollwaise, achtundzwanzig Jahre alt und nicht eben häßlich. Aber was die Hauptsache ist, sie hat Geld. Zwanzigtausend Mark. Herr Kobalt, sicher angelegt, sind keineswegs zu verachten.“

Das gleiche sagte sich auch Paul Kobalt und kleidete sich deshalb sorgfältig an, um der ihm präsentierten Braut einen Besuch zu machen. Sie wohnte Feldgasse 28, zwei Treppen. Der Heiratslustige kaufte noch schnell ein paar Blumen und setzte sich dann in die Elektrische, um in die Feldgasse zu fahren. Im Geiste malte er es sich schon aus, wie er zu seiner Zukünftigen reden würde. Das zu erwartende Geld würde er natürlich mit keinem Wort erwähnen. Überhaupt wollte er sehr diskret und liebenswürdig sein wie ein Mann, dem es nur um ideale Gesichtspunkte zu tun ist. Er wollte sich, mit einem Wort, wie ein richtiger Diplomat benehmen.

Als er in der Feldgasse vor dem Hause Nr. 28 stand, klopfte ihm dennoch ein wenig das Herz. Eine gewisse Unsicherheit bemächtigte sich seiner. Aber mutig stieg er in das zweite Stockwerk hinauf. Das Stiegenhaus war nur mangelhaft beleuchtet. Rechts und links war je eine Tür. Er wandte sich nach rechts. Auf einem Messingchild entzifferte er mühsam den Namen Gertrud. Hier also war es. Und er läutete.

Dinter einer Glasscheibe sah Paul Kobalt ein Licht aufblitzen. Man öffnete. Paul Kobalt fand sich einem Mädchen gegenüber, das ihm ungemein sympathisch vorkam. Keine Schönheit zwar, aber ein reizendes, liebes Gesicht, zu dem man auf den ersten Blick Vertrauen haben mußte. Paul

Kobalt hatte sich Kammelnah vor und traute, ob er das Ansehen habe, mit Fräulein Gertrud zu sprechen. Die Angelegenheit nicht. Da sagte Paul Kobalt, daß er gekommen sei, um eine wichtige Angelegenheit mit ihr zu verhandeln. Verwirrt lud ihn Fräulein Gertrud ein, einzutreten. Sie führte ihn in ein hübsches, freundliches, sehr sauberes Zimmer. Paul Kobalt nahm Platz. Da er mit den mitgebrachten Blumen nichts Rechtes anzufangen wußte, überreichte er sie stumm dem Mädchen, das sie ratlos in Empfang nahm. Sie wußte gleichfalls mit ihnen nichts anzufangen. Schließlich, um sie loszuwerden, tat sie sie in eine Vase mit Wasser.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte sie.

Jetzt erst erkannte Paul Kobalt, wie schwer es war, von Liebe zu reden, wenn man nur an Geld dachte. Merkwürdigerweise dachte er aber jetzt nicht mehr an Geld. Dachte er an Liebe? Ja. Doch von dieser Liebe, die ihn plötzlich überrumpelt hatte, vermochte er gleichfalls nicht zu reden. Deshalb redete er, um überhaupt etwas zu reden, trampfhaft von sich selbst.

Er erzählte, wer er sei. Ein sozusagen gesetzter Mann, der fühle, daß es für ihn endlich Zeit sei, zu heiraten. Er sei zwar nicht reich, immerhin aber so gestellt, daß er eine Familie gründen dürfe.

Hier machte er eine Pause und hüftelte verlegen. Dabei blickte er Fräulein Gertrud, die ihn bis dahin wortlos angehört hatte, wie fragend an. Aber er sah in ihrem Gesicht nur Verlegenheit und Staunen. Das ermutigte ihn natürlich nicht.

„Ich muß“, dachte er bei sich, „stärkere Register ziehen!“ Und er tat das. Übermals redete er von sich. Er schilderte sich, wie er bisher gewesen war und wie er in Zukunft sein würde. Er wollte nicht leugnen, sagte er, daß er bisher in gewissem Sinne ein Pedant gewesen sei. Vielleicht auch ein Sparfuchs und vielleicht sogar ein Geizhals. Aber das würde künftig anders werden. Er würde es, wenn er erst mit einer netten Frau verheiratet sei, lernen, wieder ein Mensch mit einem warmen Herzen zu werden.

Hinter diesen Satz machte er einen dicken Punkt. Daran hängte er einen Gedankenstrich und an diesen obendrein ein Fragezeichen. Dies Fragezeichen war so groß und dick, daß es der, an die es gerichtet war, unmöglich entgehen konnte.

Es entging ihr wirklich nicht. Man merkte das aus der Art, wie ihre Wangen tief rot wurden. Zugleich erhob sie sich und fragte Paul Kobalt, was seine Worte denn zu bedeuten hätten. Sie war ein wenig erregt.

„Was meine Worte zu bedeuten haben?“ rief Paul Kobalt aus. „Nun, daß ich Sie um Ihre Hand bitte! Verstehen Sie das nicht?“

„Unmöglich“, erwiderte da Fräulein Gertrud.

„Warum?“

„Weil ich schon verlobt bin.“

„Sie sind —?“

„Ja!“

„Wie ist denn das möglich?“ stammelte Paul Kobalt, der sich wie aus allen Himmeln gefallen vorkam. „Der Heiratsvermittler hat mich doch zu Ihnen geschickt!“

„Zu mir?“

„Ja, zu Fräulein Gertrud Busch, Feldgasse 28, zwei Treppen. Er sagte, Sie wären über meinen Besuch auch informiert.“

Fräulein Gertrud lächelte. „Das ist ein Irrtum. Ich bin nicht Fräulein Gertrud Busch. Ich heiße Gertrud Bach. Die Dame, die Sie suchen, wohnt links, mir schräg gegenüber.“ So sagte sie, und Paul Kobalt wurde zu Mute, er wußte nicht, wie. Schwerfällig erhob er sich und haspelte einige Entschuldigungen herunter. Fräulein Gertrud Bach aber nahm die Blumen, die sie zuvor in das Wasser gestellt hatte, aus diesem wiederum heraus und überreichte sie Paul Kobalt, der sie traurig in Empfang nahm. Als sich die Tür der so freundlichen Wohnung hinter ihm schloß, hatte er das Gefühl, als sei er aus dem Paradiese vertrieben worden.

Er erwog nun, ob er an der gegenüberliegenden Tür läuten solle. Aber er hatte nach der eben ertönten schweren Enttäuschung keine Lust dazu. Da ging aber diese Tür plötzlich von selbst auf und entthob ihn dadurch der Notwendigkeit, in dieser Sache einen Entschluß zu fassen. Eine Dame trat heraus. Es war gar keine Frage, daß dies die richtige Braut, nämlich Fräulein Gertrud Busch, war.

Paul Kobalt blickte sie schen an. Sie sah ganz anders aus als jenes hübsche und freundliche Mädchen, das er notgedrungen sieben verlassen hatte. Sie hatte eine ungemein spitze Nase, trug eine Hornbrille und machte überhaupt einen sehr strengen, zum Verweilen wenig einladenden Eindruck. Paul Kobalt erschrak geradezu vor ihr. Und deshalb versteckte er schnell die mitgebrachten Blumen hinter seinem Rücken, grüßte schen und lief eilig davon.

Silbenrätsel.

bant — be — dau — e — ein — eis — ei — er — eich —
fel — gans — garn — ge — horn — bu — hum — hund —
im — irr — ler — la — li — linas — löf — mer — na —
na — nest — ve — rap — rod — sand — schil — schlan —
se — sel — sim — som — spar — struth — ta — ta — ters —
u — un — da — wild — wisch — wolfs — zeit. Aus vor-
stehenden 50 Silben sind 25 Wörter zu bilden, deren An-
fangs- und Endbuchstaben ein Sprichwort ergeben. 1. Hund-
rassie. 2. Frauennamen. 3. Pferd. 4. Schriftstellerin. 5. Griechische
Stadt. 6. Jahreszeit. 7. Erdperiode. 8. Gesichtsteil. 9. Wasser-
vogel. 10. Unruhiges Kind. 11. Vulkanisches Gestein. 12.
Esgerät. 13. Faßteil. 14. Bienenzüchter. 15. Männernamen.
16. Untiefe. 17. Staat. 18. Griechischer Buchstabe. 19. Dichter.
20. Reptil. 21. Fabeltier. 22. Prophet. 23. Vogel. 24. Oper-
komponist. 25. Mineralquelle in Oberhessen. (ch, d und st =
je ein Buchstabe.)

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 287:
Senkrech: 1. Ober. 2. Sem. 3. Eit. 4. Null. 5. Main.
7. Esse. 9. Aue. 10. Bijum. 11. Entel. 13. Islam. 14. Tegel.
16. Mia. 17. Tal. 22. Talg. 24. Arm. 26. Lise. 28. Zelt. 29.
Erde. 31. Ida. 32. Eis. — Wasserrecht: 1. Ofen. 5. Mode.
6. Lupe. 8. Email. 10. Bier. 12. List. 15. Inn. 16. Met. 18.
See. 19. Kai. 20. All. 21. Ute. 23. Kal. 25. Me. 27. Mals.
29. Emil. 30. Eimer. 33. Gold. 34. Idee. 35. Tasse.

Gesellschaft und Mode

Sind Hosen unweiblich? Daß die Frau in der Ehe bis-
weilen die Hosen an hat, ist eine Erscheinung, die zu allen
Zeiten vorgekommen ist, und im Mittelalter führten Ehepaare
groteske „Kämpfe um die Hosen“ aus. Keine noch so fühne
„böse Sieben“ hätte aber in jenen Zeiten gewagt, dieses
Attribut der Männlichkeit, das sie so siegesicher zu erobern
wußte, nun auch wirklich zu tragen. Die Beinkleider der
Damenwelt blieben unsichtbar, wenn sie auch noch so viele an-
hatten. Heute aber fordert die Frau als eines ihrer
„Menschenrechte“ die Hosen in aller Öffentlichkeit, und sie kann
zur Bekämpfung des männlichen „Vorurteils“ auf den Orient
hinweisen, wo die Frauen besonders weiblich geblieben sind
und doch seit unvorstelllichen Zeiten Beinkleider tragen. Die
bekannte englische Schriftstellerin Lady Norah Bentinck, die
jetzt von einer Reise durch den Orient zurückgekehrt ist, weist
in einem Aufsatz über die Frage „Sind Hosen unweiblich?“
auf dieses Beispiel des Ostens hin. „In vielen östlichen
Gegenden“, schreibt sie, „tragen die Männer nach alter Über-
lieferung sehr weite und umfangreiche Beinkleider, die wahre
Säcke mit Löchern für die Füße sind; darüber haben sie einen
langen Mantel gezogen und ähneln in ihrem Äußeren auf
diese Weise durchaus der weiblichen Erscheinung, wie sie bei
uns in früheren Zeiten auftrat. Ihre Frauen dagegen tragen
engere Beinkleider und überhaupt sehr eng anliegende Klei-
dungsstücke, und dabei haben diese Frauen des Ostens stets
für die weiblichsten aller Frauen gegolten. Wenn aber eine
moderne Europäerin Beinkleider anlegt, dann schreibt alle
Welt über ihre „Unweiblichkeit“. Der Mann dagegen, wenn
er sich die orientalische Tracht zum Vorbild nehmen wollte,
würde wieder als weiblich und weiblich verurteilt werden.
Wie unbegründet und zufällig solche Modeanschauungen von
der Männlichkeit oder Weiblichkeit einer gewissen Tracht sind,
zeigt am besten der männliche Bart. Früher galt der Mann
für den männlichsten, der die meisten Haare im Gesicht trug;
heute wollen die Damen vom reichen Bartwuchs der Herren
nichts wissen, und ihr männliches Ideal drückt das glatt-
rasierte Gesicht aus, das sich doch eigentlich dem weiblichen
Typus nähert. Die alten Franken, die Röde trugen, waren
deshalb keineswegs weiblich, sondern vollbrachten ritterliche
Taten von großer Kraft und Kühnheit. Ebenfalls wenig ist eine
Frau unweiblich, weil sie Hosen trägt und ihre Haare kurz
schneiden läßt. Wie sich die Männer daran gewöhnen müssen,
das Wesen des ewig Weiblichen nicht mehr in den langen
Haaren zu sehen, so werden sie auch die Beinkleider in Kauf
nehmen und — entsetzt finden, wenn sie die Mode erst ein-
mal allgemeiner bei den Frauen in Aufnahme bringen sollte.
Die moderne Frau hat schon mit so vielen Vorurteilen auf
dem Gebiete der Kleidung ausgeräumt. Sie hat das Korsett
beseitigt, das alle Ärzte und klugen Männer stets bekämpften;
sie hat eine natürliche und gesunde Tracht eingeführt, und
eigentlich müßten ihr die sog. Herren der Schöpfung dafür
dankebar sein, daß sie sich nach vernünftigen und hygienischen
Gesichtspunkten kleidet.“

* Ernst Zahn: „Tito“. Engelhorns Romanbibliothek, Band 1001. (Z. Engelhorns Nachf., Stuttgart.) Die heiße Sonne und der glublaue Himmel des Teslin stehen über dieser wadenden Liebesgeschichte, die auch Schritt und Tritt die reife Kunst des berühmten Schweizer Dichters atmet. Zahnsche Menschen haben stets etwas Überlebensgroßes an sich in ihren Leidenschaften, ihrer Kraft bis ans Letzte zu gehen, und so werden wir auch in diesem Buch, das einen würdigen Auftakt des Jahrganges 1926/27 von Engelhorns Romanbibliothek bildet, im tiefsten erschüttert.

* Anton Wildgans: „Wiener Gedichte“. Mit 9 Stichdrucken nach Zeichnungen von Ferdinand Schmuher. (G. S. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Zwei erlauchte Gestalten, die im alten Wien wurzeln und über das gewandelte Wien hinausstreben: Anton Wildgans und Ferdinand Schmuher, der dichternde und der bildende Künstler, haben sich zusammengetan, um mit Feder und Zeichenstift die gemeinsamen Stätten ihrer Kindheit und Jugend zu feiern. Wer Wien liebt und seine Meister ehrt, wird keine tiefe Freude an ihrer schönen und feinsten Gabe haben.

* Maxim Gorki: „Wanderer in den Morgen“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Ein Stück Autobiographie des großen russischen Dichters, die sich wie ein spannender Roman liest, eine in sich geschlossene Fortsetzung der beiden im Ullstein-Verlag erschienenen Bände „Meine Kindheit“ und „Unter fremden Menschen“. Man weiß, daß Gorki zwar seit Jahren in Italien lebt, aber demnachst nach Russland zurückzukehren gedenkt. Was der „Student“ Gorki — der nie eine Universität betreten hat, sondern für den alle Etappen seines wilden Lebens „Universitäten“ und „Lehrstühle“ waren — hier unter Bauern und Kräutern, Politikern und Philosophen des östlichen Russlands erlebt, das ist nichts mehr und nichts weniger als eine reißende Enthüllung aller Keimzellen der großen russischen Revolution, ein Aufspüren geheimster Quellen und abgründiger Staubecken einer verhaltenen Erbitterung, die eines Tages zusammenströmen und ausbrechen mußten zu dem Strom einer Empörung, die ein ganzes Volk emporhob.

* Neue Reclam Bücher (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. Leipzig). Josef Fonten: „Die Bodreiter“. Novelle. Universal-Bibliothek Nr. 6690/91. Bangeweise und Wohlleben treiben eine Schar Lebenshungriger zu tollen Streichen. Sie bilden die Gesellschaft der „Bodreiter“ und verwandeln sich nachts aus ehrlichen Bürgern in schwarzmaskeierte Abenteurer. Erst wird Schabernack getrieben, aus Übermut Schelmerei, bald entartend Roberei und endlich Verbrechen. Der Stil der Bodreitergeschichte fiebern den bunten Ereignissen nach, redt sich derb mit den wilden Abenteuern ins Lachen und erlischt blutstark über dem endlich hereinbrechenden Strafgericht. — Oskar Sonnenlehner: „Grüne Tage — grüne Nächte“. Universal-Bibliothek Nr. 6696/97. Tautrischer, echter Jägerhumor, erfüllt von aufrichtiger Liebe zu dem Wald und seinen Geschöpfen, erfreut uns in diesen Erzählungen, die im Wiener Wald spielen und von der Jagd auf den kapitalen Hirsch handeln. Aus jeder Zeile ersieht man, daß der Verfasser selbst zur grünen Farbe gehört und in Wald und auf den Bergen zu Hause ist. Neben einer nicht gewöhnlichen Kunst des Schilderns liegt auf diesem Buche der frohe Widerschein sonnigen Humors. — Max Sidow: „Spiel mit dem Feuer“. Novellen zwischen Tod und Leben. Universal-Bibliothek Nr. 6700. Diese Novellen fassen in sich tiefe Tragik und verklärenden Humor, Spott, Abenteuer und Schicksal. Über die Spannung des rein Inhaltlichen hinaus, umgreifen diese vier Geschichten die weiten Bereiche der menschlichen Seele und spiegeln in sich die unerforschliche Einheit zwischen Leben und Tod, ihren Widerstreit und unerforschlichen Zusammenhang.

* „Der wilde Landor“. Das Maler- und Forscherleben A. S. Savages Landors, von ihm selbst erzählt. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Wenn man ein Buch wie das neue Brockhauswerk „Der wilde Landor. Das Maler- und Forscherleben A. S. Savages Landors, von ihm selbst erzählt“ zur Hand nimmt, dann scheint all das, was wir von romantischen Lebensgeschichten kennen, weit in den Schatten gestellt. Maler — Weltbummler — in Tibet gefordert — in Brasilien Urwäldern verschollen — mit Strohut und Spazierstöcken durch Afrika — Liebling der Frauen — Feind der Zivilisation — Gast der Könige und Feldherren — Spion und Kriegsberichterstatter — Erfinder von Takt und Flugzeugen: ein solches

wildbewegtes Dasein war eben in früheren Zeiten unmöglich. Freilich bedarf es auch eines außerordentlichen Menschen, eines freundlichen Gesichts und einer an Ereignissen so reichen Zeit, wie sie die Jahre von 1870 bis 1923 darstellen, um eine solche Fülle des Erlebens in ein kurzes Menschengedächtnis zu bannen. Auf der Höhe seines reichen Lebens wurde Landor durch einen plötzlichen Tod hinweggerissen. So ist dies Werk durch des Schicksals Fügung sein letztes geworden. Ein Kaleidoskop unseres Zeitalters, eine Jagd nach dem Abenteuer, ein bunter Wechsel von Reichtum und Entbehrung, glänzendem Luxus und äußerster Dürftigkeit.

= „Gesamtschule des Kunstgesanges“. Praktische Übungen mit neuen Vokalisationsliedern, von Friedr. Leopoldt. (Verlag von Dörfeling u. Franke, Leipzig.) Dieser Band 5 und 6 des bedeutsamen Studienwerkes umfaßt: Schwellton, Deklamation, Konsonanz, Geläufigkeit usw. (Ausgabe für Sopran und Tenor.) Die betreffenden Übungsbeispiele verraten in allen Teilen die klug durchdachte Methodik des erfahrenen Gesangspädagogen. Die Entwicklung des Gesangstones aus dem Sprechton wird gerade hier in Wiesbaden, wo diese Methode durch den verstorbenen Adolf Brömme in weiteren Kreisen Eingang fand, lebhaftest Befriedigung wecken. Für die Herausarbeitung der Vokalisanfarben läßt Leopoldt auf den gleichen Ton das Wort „Geographiekurs“ singen — „Reinedes „Krematorium““ entsprechend. (Damit jeder Vokal durch einen Konsonanten gestützt wird, wäre vorzuziehen: „Stenographiekurs“, — doch stehe sich vielleicht noch ein schöneres Wort finden!) Arien aus „Undine“, „Zauberflöte“, „Luftigen Weibern“, „Weiße Dame“ — sorgfältig revidiert, beschließen das wertbeständige Heft. O. D.

= „Für Konzert und Haus“. Kompositionen für Violine und Klavier, bearbeitet und mit Fingerjah versehen von Henri Marteau. Als neueste Nummern dieser Sammlung liegen vor: „Romane“ von H. Leonard, op. 60; „Serenade Melancolique“ von B. Schailowsky, op. 26; und „Canzoneta aus dem Violinkonzert“ op. 35 von Benjamin Godard. Diese drei Hefte — die Violinpartie ist von H. Marteau besonders sorgfältig bearbeitet — bilden eine willkommene Bereicherung des Repertoires eleganter Geiger und Geigerinnen. (Steingraber Verlag, Leipzig.) O. D.

= „Der Musilus“. Almanach für 1927. Herausgegeben von Waf. Dahms. 1. Jahrgang. (Panorama-Verlag, Berlin-Steglitz.) Ein Buch „für Kenner und Liebhaber der Musik“ — wie der Herausgeber es im Vorwort mit Recht benennt. Es steht unter dem Zeichen „Beethoven“, dessen 100. Todestag die musikalische Welt — die ganze Welt — in 1927 pietätvoll begehen wird. Das „Kalendarium“ bringt Aussprüche des großen Meisters. Über „Beethovens Persönlichkeit“ spricht begeistert W. Dahms; über „Beethoven und unsere Zeit“ — der bekannte Klaviervirtuose Chw. Fischer, dem auch eine besondere Studie gewidmet ist; ebenso wie dem Dirigenten B. Furtwängler, der über das „Auswendig-Dirigieren“ schreibt. O. Brieslander bringt ein lehrreiches Essay über das „Cembalo“. Garib Dnegin, der gleichfalls eine Skizze geweiht ist, erzählt „Kleine Begebenheiten“ aus ihrem amerikanischen Wanderleben; Anna Pawlowa, deren Kunst eingehende Würdigung findet, gibt ihre „Jugend-Erinnerungen“; und so geht es in bunter Reihe fort. Unter den humoristisch gemeinten Beiträgen sei besonders hervorgehoben eine Skizze des berühmten Dirigenten Siegf. Ochs, der über das Treiben „Hinter den Kulissen des Chors“ noch wirklich warm-humorig zu plaudern weiß. O. D.

= „Bereinigter Musikerkalender Hesse-Stern“. 49. Jahrgang 1927. (Max Hesse Verlag, Berlin W. 15.) Rechtzeitig ist der neue Jahrgang des bewährten Handbuches — inhaltlich in vielem verbessert und vermehrt — erschienen. Das Taschenbuch enthält wiederum ein vollständiges Tages-Kalendarium; die beiden starken Fortbände umfassen alles Wissenswerte über das Musikleben in mehr als 470 Städten des In- und Auslandes: Angabe der Konzertdirektionen, musikalischen Vereine, Stiftungen, Zeitschriften und Musikverleger. Dann folgt ein alphabetisches Verzeichnis der konzertierenden Künstler und Ensembles nach Fachgruppen geordnet. (Mehr als 600 Sopransängerinnen stellen sich den geehrten Dirigenten zur Verfügung!) Im Städteverzeichnis sind alle irgend in Betracht kommenden Städte des In- und Auslandes (hier sind besonders auch die amerikanischen Musikstädte vertreten) mit all ihren Musikern, Musikhandlungen, Vereinen, Orchestern, Chören usw. aufgeführt, — nebst zuverlässigen Adressen. Kurz, der „Hesse-Stern“ ist da! und ist unentbehrlich für jeden, der irgendwie zum Musikleben in Beziehung steht. O. D.